

# Die bewegende Kraft der Gleichnisse

Schöpferische Leseprozesse und der Mehrwert von Metaphern

■ Warum bewegen uns die Gleichnisse so stark? Was macht ihre Faszination aus – für Menschen damals und für uns heute? Welche Mechanismen wirken, wenn Gleichnisse in Kommunikation mit dem Leser oder der Hörerin treten? Der folgende Beitrag zeigt auf, was passiert, wenn Menschen Gleichnisse hören oder lesen.

■ Gleichnisse lassen nicht kalt. Sie stellen Fragen oder fordern heraus, sie lassen ratlos zurück oder verärgert, sie fordern Zustimmung oder provozieren Ablehnung. Gleichnisse – ebenso wie andere Erzählungen – ziehen ihre Leserinnen und Hörer in die Geschichte hinein, verwickeln sie in Fragen, bringen sie zum Nachdenken, lassen sie Stellung nehmen und provozieren ein neues und verändertes Wahrnehmen der Welt, der Wirklichkeit – und Gottes. Gleichnisse „machen“<sup>1</sup> also etwas mit ihren Lesern und Hörerinnen – und was sich zwischen dem Text und den Lesenden abspielt, kann kaum anders als ein intensiver Interaktions- und Kommunikationsprozess bezeichnet werden.

Zustimmung erzielen und in die Entscheidung rufen

Die Erkenntnis, dass Gleichnisse eine eminent pragmatische Funktion haben, also eine be-

stimmte Wirkung bei ihren Leserinnen und Hörern erzielen wollen, ist nicht neu. So formulierte bereits Adolf Jülicher<sup>2</sup>, dessen wegweisende Untersuchungen am Beginn der modernen historisch-kritischen Gleichnisforschung stehen, als das Ziel der Gleichnisse, *Zustimmung* erzielen zu wollen, genauer: Zustimmung zu einer allgemeinen religiös-sittlichen Botschaft, die im Medium des Gleichnisses transportiert werde. Gleichnisse seien einfache und klare Geschichten, die aus sich heraus verständlich seien und keinerlei weiterer Deutung bedürften – und daher den Zuhörenden unmittelbar einleuchteten.

Ogleich dieses Gleichnisverständnis in seiner Zurückweisung der bis dahin vorherrschenden und zum Teil recht willkürlichen allegorisierenden Gleichnisdeutung grundlegend geblieben ist, erwies es sich doch als ergänzungsbedürftig, auch und gerade was die didaktische Zielsetzung betrifft. Charles Harold Dodd<sup>3</sup> suchte die Gleichnisse von ihrem ursprünglichen Kontext der eschatologisch geprägten Reich-Gottes-Verkündigung Jesu her zu verstehen. Aus dieser Perspektive kann nicht eine Zustimmung zu einer *allgemeinen* Wahrheit im Zentrum stehen, sondern ein Appell: der Ruf in die Entscheidung. Die Gleichnisse fordern zum Ergreifen der *basileia*, der Gottesherrschaft, und zum Eintreten in die Nachfolge auf. Basierend auf diesem Verständnis spitzte Joachim Jeremias<sup>4</sup> die ursprüngliche Zielgruppe vieler Gleichnisse auf die Gegner, Skeptiker und Kritiker der Frohbotschaft zu, denen gegenüber die Gleichnisse zu „Streitwaffen“ der Verteidigung des Evangeliums werden. Gleichnisse fordern also dazu auf, Stellung zur Person Jesu zu nehmen.

Gemeinsam ist dieser Forschungstradition, dass sie die Wirkung und Zielsetzung der Gleichnisse primär von ihrer ursprünglichen Verkündigungssituation beim historischen Jesus her zu bestimmen suchte. Dies ist zweifellos

<sup>1</sup> Vgl. Michael Wolter, *Interaktive Erzählungen. Wie aus Geschichten Gleichnisse werden und was Jesu Gleichnisse mit ihren Hörern machen*, in: *Glaube und Lernen* 13 (1998), 120–134.

<sup>2</sup> Adolf Jülicher, *Die Gleichnisreden Jesu*, 2 Bde., 1888; 1899 (Tübingen 1910). Wieviel die folgende Gleichnisforschung den Anstößen Jülichers trotz aller Weiterentwicklung verdankt, zeigt z.B. der Sammelband von Ulrich Mell (Hg.), *Die Gleichnisreden Jesu 1899–1999. Beiträge zum Dialog mit Adolf Jülicher* (BZNW 103), Berlin 1999. Zur Geschichte der Gleichnisforschung vgl. den Beitrag von Maria Neubrand in diesem Heft.

<sup>3</sup> Charles Harold Dodd, *The Gospel Parables* (BJRL 16), London 1932; Ders., *The Parables of the Kingdom*, London 1935.

<sup>4</sup> Joachim Jeremias, *Die Gleichnisse Jesu*, Zürich 1947 (Göttingen 1998).

ein berechtigter und zentraler Aspekt der Gleichnisauslegung. Doch vernachlässigt diese Perspektive, dass die Gleichnisse nicht in diesem historischen (jesuanischen) Kontext überliefert sind, sondern in den literarischen Werken der Evangelien, die die Gleichnisse in veränderten und nur literarisch greifbaren Kontexten überliefern. Und die neuere Jesusforschung hat überzeugend gezeigt, wie hypothetisch alle Rekonstruktionen „ursprünglicher“ Verkündigungssituationen bleiben müssen.

Es gilt also, zum einen die literarische Gestalt der Gleichnisse und zum zweiten die veränderten Rezeptionsbedingungen in veränderten Situationen (heutige Lesende sind weder die ersten Zuhörer Jesu noch die intendierten Leser der Evangelien) ernst zu nehmen. Beides wurde vor allem seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts in verschiedenen literaturwissenschaftlich, metaphortheoretisch und/oder rezeptionsästhetisch inspirierten Richtungen der Gleichnisforschung ausdifferenziert.<sup>5</sup> Fragen wir also erneut: Wie gelingt es diesen Texten, mit ihren Leserinnen und Hörern (damals und heute) in den zu Beginn bereits postulierten Kommunikationsprozess zu treten?

### Was „machen“ die Gleichnisse mit ihren Lesern? Und wie machen sie es?

Gleichnisse aktivieren die Leserinnen und Leser. Sie tun dies auf verschiedene Weise. Schon die sprachliche Gestaltung der Gleichnisse enthält direkte Signale, die das Verstehen der Lesenden lenken.<sup>6</sup> So machen in zahlreichen Gleichnissen Vergleichspartikel (z.B. „so ... wie“ Mk 4,26) oder andere Hinweise deutlich, dass es sich bei den kleinen Erzählungen um Gleichnisse handelt und also eine Übertragungsleistung der Rezipienten gefordert ist. Ein Weiteres: Nicht selten werden Gleichnisse durch (rhetorische) Fragen eingeleitet wie „Womit sollen wir das Reich Gottes vergleichen, mit welchem Gleichnis sollen wir es beschreiben?“ (Mk 4,30) oder auch „Welche Frau, die zehn Drachmen hat und eine davon verliert ...?“ (Lk 15,8). Solche Fragen ziehen Leserinnen und Leser in den Text hinein. Noch stärker wirken direkte, ebenfalls als rhetori-

rische Fragen gestaltete Anreden: „Welcher Mensch unter euch, der hundert Schafe hat und eines davon verliert ...“ (Lk 15,4). Wer so angesprochen wird, nimmt unwillkürlich Stellung und fragt sich, wie er oder sie in einer solchen Situation handeln würde.

Ein anderes Mittel, die Stellungnahme der Lesenden herauszufordern, sind die offenen Schlüsse zahlreicher Gleichnisse. So wird beispielsweise nicht erzählt, ob sich der ältere Bruder des „verlorenen Sohnes“ (Lk 15,11-32) schlussendlich vom Vater ansprechen ließ und der Einladung zum Fest gefolgt ist. Und bei den Arbeitern im Weinberg (Mt 20,1-16) bleibt die Antwort derer, die den ganzen Tag gearbeitet haben und sich nun gegenüber den Kurzarbeitern im Nachteil fühlen, offen. Werden sie die Logik der Güte des Weinbergbesitzers verstehen? Die Frage wird an die Lesenden weitergegeben. Sie sind aufgefordert, sie mit und in ihrem Leben zu beantworten. Und ein Letztes: Nicht wenige Gleichnisse bieten am Schluss direkte Anwendungen für die erzählten Geschichten an: „So ergeht es jedem, der nur für sich selbst Schätze sammelt ...“ (Lk 12,21). Damit wird einerseits vom Erzähler deutlich gemacht, wie die zuvor erzählte Geschichte zu verstehen und anzuwenden ist. Andererseits verweist die Tatsache, dass mitunter mehrere zum Teil konkurrierende Anwendungen hintereinander gehängt sind (so in Lk 16,9.10-12.13), auf die Interpretationsarbeit der Lesenden, denen die Entscheidung, wie sie den Text nun verstehen sollen, nicht abgenommen wird.

Weniger explizit formuliert, sondern vielmehr in die Struktur des Textes eingeschrieben sind die Hinweise auf die intendierten Hörer bzw. Leserinnen. Dabei geht es um Textsignale, die deutlich machen, wen der Text als idealen Leser oder Hörerin im Sinn hatte und wen

<sup>5</sup> Vgl. den Überblick bei Maria Neubrand in diesem Heft sowie neben der dort angegebenen Literatur Wolfgang Harnisch (Hg.), *Die neutestamentliche Gleichnisforschung im Horizont von Hermeneutik und Literaturwissenschaft* (WdF 575), Darmstadt 1982; Christoph Käbler, *Gleichnisse*, in: *Glaube und Lernen* 13 (1998), 98-111; Ders., *Art. Gleichnis/Parabel II: Neues Testament*, in: *GGG*, Bd. 3, Tübingen 2000, 1000-1003.

<sup>6</sup> Zum Folgenden vgl. Wolter, *Interaktive Erzählungen* (s. Anm. 1), 122f.

er mit der Erzählung besonders ansprechen oder bewegen wollte. Als ein solcher intendierter Leser lässt sich zum Beispiel im Gleichnis vom „verlorenen Sohn“ (Lk 15,11-32) der ältere Bruder bestimmen, von dem aus eine Verbindung zu den in der 1k Einleitung genannten Pharisäern und Schriftgelehrten herzustellen ist, die sich über die Gemeinschaft Jesu mit Sündern und Zöllnern empören und die über diese Figur angesprochen werden sollen.<sup>7</sup>

Von diesen intendierten Lesern sind wiederum die realen Leserinnen und Leser zu unterscheiden, die in den unterschiedlichsten Situationen und Kontexten den Gleichniserzählungen begegnen. Zwar ist es durchaus möglich, dass die Textsignale des intendierten Lesers auf entsprechende situative oder persönliche Gegebenheiten eines realen Rezipienten treffen, so dass dieser sich in ihnen erkennt, sich identifizieren kann und sich von der Erzählung entsprechend ansprechen und in Bewegung bringen lässt. Zwingend notwendig ist dies aber nicht. Wie ein Text von Menschen in verschiedenen Situationen rezipiert wird, liegt trotz aller leserlenkenden Signale nicht mehr in der Verfügungsmacht des Textes. Hilfreich zum Verstehen, wie Gleichnisse mit ihren realen Leserinnen und Hörern in Kommunikation treten, ist ein Blick auf die Eigenart metaphorischer Sprache.<sup>8</sup>

### Was leistet metaphorische Sprache?

„Metapher“, griech. *metaphorá*, bedeutet „Übertragung“. Aristoteles bestimmte die Metapher als „Übertragung eines Wortes (das somit in uneigentlicher Bedeutung verwendet wird)“ (Poetik 21, 1457b). Das bedeutet, dass dieses

Wort in einem Bedeutungsbereich zum Einsatz kommt, aus dem es selbst nicht stammt und in dem man es gewöhnlich auch nicht erwarten würde. Das schon klassisch gewordene Beispiel hierzu lautet „Achill ist ein Löwe“. Ein menschliches Subjekt (*Achill*) wird mittels einer Kopula (*ist*) mit einem Prädikat aus dem semantischen Bereich der Tierwelt (*Löwe*) verknüpft. Das Ergebnis ist eine neue, überraschende Aussage, die durch eine rein deskriptive Sprache so nicht oder nur mit umständlichen Erklärungen erreicht werden kann.

Metaphern stellen überraschende, bisweilen irritierende Zusammenhänge her. Obwohl herkömmliche Lese- und Verstehenserwartungen gerade *nicht* erfüllt werden, gelingt es Metaphern, „blitzartige Evidenz zu erzeugen“<sup>9</sup>: Es ist spontan einsichtig, was gemeint ist. Dennoch: diese Evidenz zeigt sich nicht darin, dass die Bedeutung eines solchen Sprachbildes auf einen einzigen Satz oder eine Aussage zu reduzieren wäre. Im Gegenteil: Metaphern eröffnen ein ganzes Spektrum möglicher Bedeutungen (ein Löwe ist eben nicht nur stark, sondern auch ...). Sprachliche Bilder sind vielschichtig. So bleibt stets ein „Mehrwert“ des sprachlichen Bildes, ein Bedeutungsüberschuss – und damit eine gewisse Offenheit der Deutung. Diese wiederum setzt Kommunikationsprozesse in Gang.

Ein Weiteres: Metaphern illustrieren nicht einfach einen Sachverhalt oder stellen ihn in didaktischer Manier etwas anschaulicher dar. Denn nicht das isolierte betreffende Wort – also „Löwe“ – ist als Metapher zu verstehen, sondern die Bedeutungsübertragung. Das bedeutet, dass die Metapher ein *Sprachvorgang* ist.<sup>10</sup> Dies wiederum macht deutlich, dass hier die Aktivität der Rezipienten ins Spiel kommt: Erst ihre Aktivität macht eine Metapher zur Metapher. Auch hier zeigt sich: Metaphern stoßen Interaktion an, sie leben aus der Kommunikation, *sind* Kommunikation.

Und schließlich: Metaphern sind (vergleichbar vielleicht nur der mythischen Sprache) wie kaum eine andere Sprachform geeignet, Vorstellungen vom Göttlichen und überhaupt religiöse Inhalte in Sprache zu fassen und Räume

<sup>7</sup> Vgl. Wolter, *Interaktive Erzählungen* (s. Anm. 1), 123.

<sup>8</sup> Damit soll keinesfalls behauptet werden, dass damit alle Dimensionen der Textrezeption erfasst wären! Vgl. Christoph Kähler, *Jesu Gleichnisse als Poesie und Therapie. Versuch eines integrativen Zugangs zum kommunikativen Aspekt von Gleichnissen Jesu* (WUNT 78), Tübingen 1995, bes. 1–45; zu den kognitiven Prozessen der Textrezeption vgl. Dieter Massa, *Verstehensbedingungen von Gleichnissen. Prozesse und Voraussetzungen der Rezeption aus kognitiver Sicht* (TANZ 31), Tübingen 2000.

<sup>9</sup> Enno Rudolph, *Metapher, Symbol, Begriff. Anregungen zu einem möglichen Dialog zwischen Hans Blumenberg und Ernst Cassirer*, in: Ruben Zimmermann (Hg.), *Bildersprache verstehen. Zur Hermeneutik der Metapher und anderer bildlicher Sprachformen* (Übergänge 38), München 2000, 77–89, hier 79.

<sup>10</sup> Vgl. Enno Rudolph, *Metapher, Symbol, Begriff* (s. Anm. 9), 78.

zu deren Deutung zu eröffnen. „Metaphern eignen sich auf originäre Weise zur Beantwortung der unausweichlichen und unabweisbaren Fragen.“<sup>11</sup> In der ihnen eigenen Überzeugungskraft und ihrem Recht zur poetischen Mehrdeutigkeit bieten sie „eine Antwort auf die Frage, wie man über Probleme und Gegenstände angemessen zu reden hätte, die nach Wittgensteinschen Kriterien nicht sprachfähig sind, weshalb man über sie zu schweigen hätte“<sup>12</sup>, und fungieren daher als ein Korrektiv des Logos.

Metaphern sind also in hohem Maße sprachschöpferisch, sie ermöglichen neue Sichtweisen – und setzen kreative Deutungsprozesse in Gang.

### Lesen und Verstehen als lebendige Prozesse

Gleichnisse können, auch wenn sie nicht vollständig mit Metaphern in eins gesetzt werden dürfen<sup>13</sup>, zu einem guten Stück analog zu metaphorischer Sprache verstanden werden.<sup>14</sup> Sie weisen Transfersignale auf, die deutlich machen, dass sie eine übertragene (*metaphorische*) Bedeutung haben und ihre Aussage nicht (nur) auf der wörtlichen Sinnenebene liegt.<sup>15</sup> Von den Leserinnen und Lesern ist also jene Übertragungsleistung gefordert, die wesentlich für das Verstehen metaphorischer Sprache ist. Das bedeutet auch: Die Bedeutung eines Gleichnisses, sein Sinn, ist weder eindeutig vorgegeben noch festgelegt, sondern Leserinnen und Leser sind gefordert, den Sinn in ihrer Lektüre aktiv zu erschließen – und damit zu konstituieren.

Erinnern wir uns nun nochmals an die oben bereits ausgeführten Textsignale und -strukturen, die Leserinnen und Leser in den Text hineinholen und sie ins Geschehen verwickeln, so ist klar: Gleichnisse sprechen an<sup>16</sup>, sie aktivieren Leserinnen und Leser und fordern zur Deutung auf.

Das ist auch theologisch von größter Relevanz. Denn die Gleichnisse sprechen von Gott und der Welt, von menschlicher Wirklichkeit und dem, was Jesus das „Reich Gottes“ genannt hat. Gleichnisse konfrontieren ihre Leserinnen und Leser somit nicht einfach mit einer vorgegebenen und feststehenden „Wahrheit“ über all dies, son-

dern sie nehmen sie mit in einen Prozess. Das bedeutet nun keinesfalls, dass Leserinnen und Leser in diesem Prozess stets in ihren mitgebrachten Weltauffassungen und Verhaltensmustern bestätigt werden. Im Gegenteil: Die Geschichten der Gleichnisse beinhalten oft überraschende Wendepunkte, die Erwartetes und Gewohntes aus der Alltagsrealität der Leserinnen und Leser grundlegend in Frage stellen. Leserinnen und Leser werden mit einer anderen, unerhörten Realität Gottes konfrontiert und zu einem neuen, veränderten Sehen – und in der Konsequenz zu einem neuen, veränderten Handeln eingeladen.

So sind Gleichnisse also bewegende Geschichten, die die Lesenden herausfordern, eingefahrene Lebenseinstellungen zu überprüfen und ihr Handeln zu verändern. Es ist eine undogmatische, deutungsoffene und dadurch mutige Art, von Gott und seiner neuen Welt zu sprechen. Sie ist zwar lebendig, kräftig, mitunter auch drastisch – aber nicht vorschreibend. Es geht weder darum, zu moralisieren, noch darum, allgemeine Lehren zu formulieren. Sondern es wird eingeladen, immer wieder anders und neu von Gott zu denken und aus immer anderen Blickwinkeln auf das Leben und die Welt zu schauen.

### Dennoch: Kein beliebiges Verstehen

Wenn nun die Aktivität der Lesenden bei der Interpretation der Gleichnisse so zentral ist, bedeutet das dennoch nicht, dass damit der Willkür bei der Deutung der Gleichnisse wieder Tür und Tor geöffnet sind. Ein wichtiger Schritt, Gleichnisse in ihrer Botschaft sachgerecht zu verstehen, ist eine möglichst genaue Kenntnis der damaligen Lebenswelt. Darauf hat besonders

<sup>11</sup> Ebd. 80.

<sup>12</sup> Ebd. 81.

<sup>13</sup> Zur differenziert geführten Diskussion vgl. Kurt Erlemann, Gleichnisauslegung. Ein Lehr- und Arbeitsbuch (UTB 2093), Tübingen, Basel 1999, bes. 78f.

<sup>14</sup> Dies zeichnet einen Großteil der neueren Gleichnisforschung aus, vgl. nur den programmatischen Titel bei Hans Weder, Die Gleichnisse Jesu als Metaphern. Traditions- und redaktionsgeschichtliche Analysen (FRLANT 120), Göttingen 1978 sowie den Überblick bei Maria Neubrand in diesem Heft.

<sup>15</sup> Vgl. insgesamt Ruben Zimmermann (Hg), Kompendium der Gleichnisse Jesu, Gütersloh 2007, 3–46.

<sup>16</sup> Zimmermann, Kompendium 27 (s. Anm. 15) spricht unter Verweis auf die Forschungen von Rüdiger Zymner von der „Appellstruktur“ der Parabel.

die sozialgeschichtlich geprägte Gleichnisforschung aufmerksam gemacht.<sup>17</sup> Wenn die Überzeugungskraft der Gleichnisse darauf beruht, dass sie Bilder aus der Alltagsrealität der damaligen Welt verwenden, dann ist es für uns heute, denen aufgrund der zeitlichen und kulturellen Distanz zu den Texten diese Unmittelbarkeit und Selbstverständlichkeit abhanden gekommen ist, unabdingbar, möglichst genau über die verwendeten Bilder Bescheid zu wissen. Um zu ermessen, was das Finden der verlorenen Drachme für die Frau bedeutet, müssen wir etwas über den Lohn für Frauenarbeit und über das Überlebensminimum wissen. Entsprechend werden wir die „Freude der Engel Gottes über einen einzigen Sünder, der umkehrt“ (Lk 15,10), und damit natürlich Gott selbst und die Dynamik des Reiches Gottes einschätzen. Und umgekehrt: Wenn ich es wage, von Gott im Bild einer armen Frau zu sprechen, die ihr Überlebensgeld sucht, werde ich die Lebensrealität armer Frauen neu und anders sehen und würdigen.

### Die „Wahrheit“ der Gleichnisse

Halten wir fest: Gleichnisse können und wollen nicht einfach zur Kenntnis genommen werden. Indem sie vom Reich Gottes erzählen und dabei Leser und Hörerinnen in Deutungsprozesse verwickeln und zu neuen Einsichten führen, vermitteln sie ihnen das, was die neuere Sprachphilosophie als „disclosures“ bezeichnet, also Einsichten und Erfahrungen, die eine Vorstellung vom Weltganzen eröffnen und in denen Sinn und Orientierung aufleuchtet. Sie tun dies auf eine Weise, wie es in einer rein deskriptiven Sprache nicht möglich wäre. Damit kommen sie dem nahe, was der Philosoph Hans Blumenberg (1920-1996) als „absolute Metaphern“ (die er von Metaphern als rein ornamentalen Sprach-

formen unterscheidet) bezeichnet hat. Er meint damit Versuche, das Weltganze in einer einzigen Abkürzung zusammenzufassen und einen deutenden Zugriff zu diesem Ganzen der Realität zu erlangen. „Absolute Metaphern ›beantworten‹ jene vermeintlich naiven, prinzipiell unbeantwortbaren Fragen, deren Relevanz ganz einfach darin liegt, dass sie nicht eliminierbar sind, weil wir sie nicht *stellen*, sondern als im Daseinsgrund *gestellte* vorfinden.“<sup>18</sup> Absolute Metaphern sind deshalb von Relevanz, weil sie, indem sie der Welt Struktur geben, unserem Denken einen Rahmen und Horizont geben, in dem allein sinnvolles Handeln sich vollziehen kann. „Ihre Wahrheit ist, in einem sehr weiten Verstande, *pragmatisch*. Ihr Gehalt bestimmt als Anhalt von Orientierung ein Verhalten, sie geben einer Welt Struktur, repräsentieren das nie erfahrbare, nie übersehbare Ganze der Realität ... Die Wahrheit der Metapher ist eine *vérité à faire*.“<sup>19</sup> Die Reich Gottes-Gleichnisse lassen in dieser Weise Sinn und Orientierung aufleuchten, die Handeln provozieren und gleichzeitig ermöglichen. Sich darauf einzulassen – bleibt zu tun.

### Zusammenfassung

*Gleichnisse wollen und sollen nicht einfach zur Kenntnis genommen werden. Sie sprechen die Leserinnen und Leser an und verwickeln sie in intensive Interaktions- und Kommunikationsprozesse. Sie führen Leserinnen und Leser zu einem neuen und veränderten Wahrnehmen der Welt, der Wirklichkeit – und Gottes. Dabei lassen sie analog zu Hans Blumenbergs „absoluten Metaphern“ Sinn und Orientierung aufleuchten, die zum Handeln herausfordern und dieses gleichzeitig ermöglichen.*

Prof. Dr. Sabine Bieberstein



*unterrichtet Neues Testament und Biblische Didaktik an der Fakultät für Religionspädagogik und Kirchliche Bildungsarbeit der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt.*

*E-Mail: [sabine.bieberstein@gmx.de](mailto:sabine.bieberstein@gmx.de)*

<sup>17</sup> Vgl. bes. Luise Schottruff, *Lydias ungeduldige Schwestern. Feministische Sozialgeschichte des frühen Christentums*, Gütersloh 1994, 83-90; Dies., *Die Gleichnisse Jesu*, Gütersloh 2005. Auch Massa, *Verstehensbedingungen von Gleichnissen, fordert ein historisch rückgebundenes Verstehen der Texte; auch im Konzept bei Zimmermann (Hg.), Kompendium, spielt die präzise Untersuchung des bildspendenden Bereichs eine konstitutive Rolle.*

<sup>18</sup> Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie* (stw 1301), Frankfurt/Main 1998, 23.

<sup>19</sup> Ebd. 25.